

Winfried Picard
Die Liebe der Erde





Der Autor

Winfried Picard, Jg. 1948, arbeitet als Psychologischer Psychotherapeut (Dr. rer. pol.) in eigener Praxis. Er lebt naturverbunden auf einem Bauernhof, wo er einen fruchtbaren Garten biologisch bewirtschaftet. Er ist Autor des Buches *Ein gutes Leben im Moor* (Edition Falkenberg, 2018).

Für Eva Picard und Magdalena Hochscheid in dankbarer Erinnerung

Titelabbildung und Bildnachweis: © Familie Picard

1. Auflage 2018

Copyright © Edition Falkenberg, Bremen
ISBN 978-3-95494-158-2
www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Winfried Picard

Die Liebe der Erde

Vom Gärtnern, von der
Selbstversorgung und uns Menschen

Edition Falkenberg



1. Zur Einführung

An einem Abend im August war ich wie beseligt. Kein Gedanke störte mich. Da war nur dieses Gefühl. Ich war total zufrieden und eins mit dem Garten. Zwischen uns passte kein Blatt mehr, als wäre ich auch eine Pflanze auf den Beeten. Die Arbeit war getan. Ich hatte Unkraut gejätet, Tomaten, Salat, Petersilie und Schnittlauch geerntet und die Kürbisse begutachtet. Bald würde ich die Reifen unter ihnen einsammeln. Die Sonne stand schon tief. Ruhe legte sich übers Land. Kein Lärm von Treckern war zu hören. Die Hühner standen vor ihrem Stall und warteten auf den Moment, da sie die Leiter hochsteigen und ihre Nachtruhe antreten wollten. Auf dem Weg ins Haus würde ich im Legkasten nachschauen und die Eier mitnehmen. Ich sah um mich. Der Augenblick hatte etwas Besonderes. Ein Zauber lag in der Luft. War irgendwo die Andeutung eines überirdischen Wesens? Mein Blick ging nach Süden und fiel auf die Front des angrenzenden Maisfeldes, die mir jenseits der Wiese die Sicht verspernte. Wie jedes Jahr von neuem hatte ich mich daran gewöhnt. Irgendwie erschien es mir an jenem Abend so, als gehöre der Mais in die Szenerie. Er war riesig gewachsen. Kein Wunder nach der Regenmenge des Sommers. Tauben gurrten von den nahen Birken. Leider sangen die Vögel nicht mehr ihr Abendlied, wie sie es bis in den Sommer hinein fleißig getan hatten. Da meldete sich ein Gedanke, oder war es eher eine Stimme, leise und freundlich. Was sagte sie? »*Die Liebe der Erde*«, glaubte ich zu vernehmen.

Ob ich davon schreiben sollte, dachte ich später. Aber wer würde mir das schon abnehmen: die Liebe der Erde? Wenn von Liebe die Rede

wäre, dann doch so, dass Menschen ihre Zuneigung für Mutter Erde entdecken, die Dankbarkeit für ihr Leben auf der Erde, die Freude an den Genüssen dieser Erde oder die Zuversicht eines guten Lebens auf der Erde. Könnte ich dieses Gefühl, von der Erde geliebt zu werden, verständlich machen? Aber vielleicht würde es Menschen geben, die das auch so erleben. Ich habe noch nicht davon reden hören, doch das besagt nichts. Diese Ekstase behält man für sich. Andernfalls könnte man für manisch gehalten werden.

Doch lässt es sich mitteilen, im vertrauten Gespräch, beim Sonnenuntergang am Meer zum Beispiel, flüsternd, andächtig. Oder dort oben in den Bergen. Die Sonne steht schon tief, ihr Licht spielt warm, ja liebevoll auf den Höhen ringsum. Ein kurzer tiefer Atemzug, bevor sich die Wanderer zum Abstieg umdrehen. »Schön«, sagt einer und der andere nickt nur. Zwei Bilder von Caspar David Friedrich, »Der Wanderer über dem Nebelmeer« oder »Zwei Männer am Strand« kommen mir vor das innere Auge. Romantik? Ja, in dem Gefühl, von der Erde geliebt zu sein, taucht die »Blaue Blume« des 19. Jahrhunderts auf. Sie symbolisiert Sehnsucht und Liebe, verbunden mit der inneren Freiheit, die Gedanken in die Unendlichkeit und in verborgene Wirklichkeiten zu richten. Naturerlebnisse werden als Vermittler dieser Sehnsucht gesucht. Wir werden zu einem Teil der Natur, wie etwa in jener Metapher des Dichters Novalis, der die Natur mit einem Baum verglich, »wozu wir die Blütenknospen sind«, wie es im Originaltext heißt.

Als ich mich daransetzte, die Stimmung jenes Abends zu beschreiben, schien sich die Sprache zu verweigern. Mir fehlten die Worte. Mehr noch, das Erlebnis war wie in einer Blase eingekapselt, als sollte es einmalig bleiben. Paradox war allerdings, dass eine Art Auftrag überblieb, verbunden mit den Worten »Die Liebe der Erde«. Jedenfalls empfand ich es so. Darüber zu schreiben erschien mir aber unmöglich. Einige Tage haderte ich mit der Schreibblockade. Schließlich riet mir eine innere Stimme, zu vertrauen und einfach die Gedanken und Eindrücke

aufzugreifen, die mir in der Herbst- und Winterzeit kommen würden. Der Rest würde sich von selbst ergeben. So begann das Schreiben. Währenddessen packte mich auch Neugier. Ich wollte mehr über diese und jene Gartenfrucht wissen und recherchierte. Wie gute nahrhafte Erde zustande kommt und was die Wurzeln für das Wachstum der Pflanzen bedeuten, interessierte mich. Bücher kamen zum Einsatz, die zum Teil schon lange im Regal standen.

Friedliche Abende verbrachte ich unter der Leselampe beim Studieren. Ich wurde zum gelehrigen Schüler der Natur. Es fiel mir nicht schwer, das Wissen aufzunehmen, das mir entgegenkam, und es mit Geschichten oder Erinnerungen zu verbinden. Das Leben ist wie ein Lesebuch, so erschien es mir, und ein interessantes dazu, wenn die auftauchenden Verknüpfungen erzählt werden.

Nun wundere ich mich, wie sich das Manuskript zu diesem Buch gewissermaßen von selbst ergeben hat. Im Nachhinein betrachtet fühle ich mich wie von einem verborgenem Wissen geleitet, das vom besagten Thema gewissermaßen durchdrungen ist und meine Betrachtungen dorthin steuerte, wo das verborgene Wissen mich hinbringen wollte.

Einige Kapitel greifen Themen aus meinem früheren Buch »Ein gutes Leben im Moor« auf, führen sie aber weiter aus. Manches habe ich nachdenklich, mitunter kritisch geschrieben. Wie viele Zeitgenossen mache ich mir große Sorgen um den Zustand der Welt. Wir müssen nicht alle gleicher Meinung sein, doch nachdenken müssen wir, was unsere Erde und unser Leben auf ihr betrifft. Und wir müssen handeln, es hilft alles nichts.

Andererseits gab mir vieles, was in den Computer floss, Anlass zum Schmunzeln. Bitte schmunzeln Sie mit!

Nun wünsche ich ein gutes Lesevergnügen mit den Worten des Worpssweder Künstlers Bernhard Hoetger: »Wer't mag, de mag't; und wer't nich mag, de mag't jo woll nich mög'n.«



2. Ein nicht ganz so gutes Jahr

Der Mangold stehe immer noch wie eine Eins, meinte Christa. Sie schaute im Gemüsegarten vorbei, um abzusprechen, was wir am Abend essen würden. Ich war damit beschäftigt, freie, abgeerntete Stellen in den Beeten mit Grasschnitt zu bedecken. Zustimmung sagte ich, der Mangold hätte sich dieses Jahr sehr gut gehalten. Es ist Mitte Oktober. Ich glaube, ich sollte mit dem Schreiben beginnen.

Was den Mangold betrifft: Er wirkt noch frisch und jugendlich. Das liegt daran, dass ich ihn vor sechs Wochen über der Erde gänzlich abgeschnitten hatte. Die geschnittenen Blätter hatte ich säuberlich über die frei liegenden Flächen neben die Pflanzen gelegt. Nun sind sie nachgewachsen und haben wieder die mild schmeckende Qualität wie im Frühjahr. Allerdings nähert sich der Herbst.

Christa und ich, Lebensgefährten seit über vierzig Jahren, leben nun zu zweit auf unserer Hofstelle. Sie umfasst ein gut hundert Jahre altes Bauernhaus, eine Scheune, das Haus unserer psychotherapeutischen Praxis, Wiesen und Ackerland sowie einen kleinen Waldbestand. Unsere Kinder sind schon lange erwachsen und gehen ihre eigenen Wege. In diesem Jahr sind wir zum fünften Mal Großeltern geworden. Viele Jahre arbeiteten wir selbständig in unserem Beruf. Diese Lebensphase geht bald zu Ende. Aber weiterhin werde ich den Garten, von dem wir Gemüse und Obst ernten, bewirtschaften. Soweit uns die Natur beschenkt und die zugehörige Arbeit von der Hand geht, versorgen wir uns mit Gartenfrüchten. Seit neunundzwanzig Jahren bemühen wir uns erfolgreich um Selbstversorgung.

Die Ernte im Gemüsegarten war dieses Jahr sehr zufriedenstellend. Und wie jedes Jahr gab es wieder Favoriten. Das waren einmal die Möhren, die zum Teil bemerkenswerte Größen erreichten und sehr saftig und fruchtig schmecken. Dann, wie schon erwähnt, der Mangold, der kaum Anstalten machte zu schießen. (Ein Thema, das Fragen aufwirft, die ich später behandeln will.) Und wie im letzten Jahr haben wir wieder schöne, wohl schmeckende Hokkaido-Kürbisse geerntet, so viele, dass wir einige verschenken. Die Knollengewächse Sellerie und Fenchel gerieten füllig und beinahe makellos. So weiß ich gar nicht, wie ich das Jahr nennen soll. »2017 – das Jahr der Möhren?« Oder doch eher »Das Jahr der Knollensellerie und Knollenfenchel«? Ich will ja keiner Sorte Unrecht tun. Das nehmen mir sonst manche anderen Gartenfrüchte übel.

Ganz schwach fiel hingegen das Wachstum der Roten Beete aus. Die Pflänzchen wollten nicht größer werden. Und als sie endlich das notwendige Blattwerk entwickelten, kamen eines Nachts die Rehe zu Besuch und schauten nach, was sie stibitzen könnten. Und siehe da, ein paar rötliche Blätter lagen frei und luden zum Genuss ein. Am nächsten Morgen waren die Pflänzchen bis zum Stil abgenagt. Die meisten anderen Beete waren mit Netzen bedeckt, um sie genau davor zu schützen. Denn im letzten Jahr hatten die nächtlichen Besucher Salate und Mangold recht kurz gehalten. Bis der Gärtner einsah, dass er konsequenter sein musste. Die Rote Beete hatten die Rehe bisher in Ruhe gelassen. Nun taten sie sich mangels schmackhafter Alternativen an ihr gütlich. Von dem Raubbau erholten sich die Pflänzchen nur langsam. Ansonsten aber konnten wir alle Gemüsesorten, die für unsere Nahrung notwendig sind, in ausreichender, ja üppiger Zahl ernten. Immer noch holen wir frischen Endivien- und Feldsalat von den Beeten, dies möglicherweise bis Dezember, soweit es das Wetter erlaubt. Außerdem wartet der Grünkohl auf uns. Petersilie und Schnittlauch, Porree und Möhren können ebenfalls noch erntefrisch gegessen werden. Schätzungsweise

drei Zentner Kartoffeln sind im Vorratsraum eingekellert, ebenso wie ein paar Kilo Zwiebeln, die allerdings ein bisschen dicker hätten ausfallen dürfen, und natürlich die Kürbisse. Von den Zwiebeln will ich später erzählen.

Die Obsternte war zum erheblichen Teil dürftig. Nur ganz wenige Äpfel reiften heran. Von den Birnen war gar nichts zu sehen. Das lag an den Frostnächten in der Blütezeit. Die Apfelbauern im Alten Land klagten, sie hätten durch den Frost etwa ein Drittel der möglichen Ernte eingebüßt. Sie sind nicht zu beneiden, da der Obstanbau ihre finanzielle Existenz bedeutet.

Die Quitten in unserem Garten stehen zwar in Saft und Kraft und lassen eine gute Ernte erwarten. Aber das gleicht den Mangel an Äpfeln und Birnen nicht aus. Wir werden unseren Apfelsaft erst mal kaufen müssen. Ein paar Flaschen vom letzten Jahr stehen noch im Vorratsraum. Wir wollen sie erst recht genießen.

Die Blaubeeren-Ernte begann schon Ende Juni und zog sich bis in den September. Unsere Blaubeer-Sträucher stehen in zwei Reihen. Die Reihe am Rand des Gemüseackers bekommt sehr viel Sonne und bringt frühe Reife. Die andere wächst hinter den Apfelbäumen und liegt in deren Schatten. Die Beeren dieser Sträucher reifen erst im August heran. Zum ersten Mal legten wir über beide Reihen Netze. Früher hatten wir die sonnenverwöhnte Reihe ohne Netz gelassen. Dadurch war die frühe Ernte mager ausgefallen, denn die Amseln und Stare hatten nicht viel übrig gelassen. Auffällig war der Befall der Beeren mit Fliegeneiern ab der zweiten Augushälfte. Das Wetter war meist feucht und schwül und förderte das Wachstum der Beerenfliegen.

Überhaupt konnten wir mit dem Sommer nicht wirklich Freund werden. Es regnete häufig und der Sonne blieb zu wenig Zeit, das Land zu erwärmen und zu bestrahlen. Sie bemühte sich immerhin nach Kräften, und wie wir an der Ernte sehen, hatte sich das gelohnt. Einige

Gartenfrüchte entwickelten sich in Rekordzeit. Offenbar wussten sie, dass sie jede wachstumsfördernde Minute ausnützen mussten. Das ließ sich besonders bei den Buschbohnen beobachten, die explosionsartig wuchsen und im August ihr Wachstum eingestellt hatten. Ähnlich erging es den Hokkaido-Kürbissen. Sie legten sich ins Zeug, als absolvierten sie ein Wettrennen. Daran ließ sich erkennen, dass die Pflanzen auf ihre Art intelligent sind. Sie wollen zur Reife kommen und nützen jede Kraft, die ihnen dabei helfen kann, ob von der Erde, von der Sonne, vom Regen oder vom Gärtner. Ja, natürlich von diesem auch. Er assistiert ihrem Wachstum. Und er lernt immer wieder hinzu. Auch dieses Jahr war (und ist noch) ein Gartenjahr zum Lernen. Davon will ich im Folgenden berichten.

Vieles ist mir durch den Kopf gegangen, wenn ich mich im Garten aufhielt. Aber besonders war ich mit dem Herzen dabei. Ich glaube, soviel Freude und Dankbarkeit erlebt zu haben, dass ich das gerne mit anderen Menschen teilen möchte.

3. Besuch beim Nachbar

Die Ernte des Knollenselleries fiel blendend aus. Alle Pflanzen hatten ansehnliche Früchte hervorgebracht. Zwei Knollen lagerte ich in der Vorratskammer. Sechs Knollen ließ ich nach sorgfältiger Säuberung von der Küchenmaschine schnitzeln und bereitete daraus große Portionen für den Gefrierschrank. Diesem kann dann während der nächsten Monate jeweils so viel entnommen werden, wie es für die anstehende Mahlzeit, meist für Suppen, Soßen oder Pfannengemüse gebraucht wird. Zwei Knollen schnitt ich in kleine Scheiben, die ebenfalls portionsweise abgepackt wurden. Sie sollen als Sellerieschnitzel gebraten werden, mal leicht paniert, mal einfach nur gewürzt und in der Pfanne erhitzt. Man kann darüber ins Schwärmen geraten, wie kreativ Sellerie zu verwenden ist.

Zwei dicke Knollen blieben übrig. Ich rief unsere Nachbarin Christa an. Ja, gerne wollte sie die Knollen verwerten, meinte sie spontan. Ich packte die beiden gleich in den Korb und ging über den Graben auf das nachbarliche Anwesen. Vor dem Haus kam mir Hans-Dieter entgegen. »Du bringst den Sellerie«, stellte er fest und sagte dann munter: »Hast du Zeit? Ich muss dir was zeigen.« Wir gingen über den gepflegten Hof. Entlang der großen Wagenremise standen aufgereiht mehrere große Blumentöpfe mit zwei Meter hohen indischen Rohrpflanzen. Die hellpurpurnen Blütenstände waren prachtvoll. Ich wollte natürlich wissen, wo er sie alle überwintert. »Dort drüben«, sagte er und zeigte auf das Gebäude gegenüber, das früher Scheune und Stall beherbergte und nun zu gemütlichen Räumen ausgebaut war. Mein Blick folgte seinem Arm. Dort am ehemaligen Stall stand eine prachtvoll blühende Reihe blauer

Jungs, wie die blauen Asten hier auch heißen. Und dann sah ich noch mehr blühende Pflanzen, eine Reihe Stauden-Sonnenblumen und eine Reihe Dahlien in verschiedenen Farben. Ich bewunderte die Blumenpracht. Hans-Dieter schien mir zu Recht stolz zu sein. Und ich freute mich nicht nur über die blühende Schönheit, sondern auch darüber, dass die Bienen noch immer viel Nahrung finden konnten.

Dann sprachen wir über die diesjährige Ernte im Gemüsegarten. Schließlich griff Hans-Dieter das Thema Selbstversorgung mit Früchten vom eigenen Hof auf. Er zeigte in die Richtung der westlich gelegenen Höfe und erklärte, indem er die Namen der jetzigen oder früheren Hofeigner nannte, es sei noch gar nicht so lange her, dass sich jede Familie hauptsächlich von Produkten aus der eigenen Landwirtschaft ernährt hätte. Damit meinte er den Zeitraum seiner Kindheit und Jugend, also die Nachkriegszeit bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. »Jetzt wird das nicht mehr gebraucht«, meinte er. »Aber was soll man sich die Arbeit machen, wenn alles so wenig kostet wie heute?«

Nach dem Rundgang kamen wir an dem alten Anbau der Remise vorbei und mein Blick fiel auf die dicken Zwiebeln, die zum Trocknen unter der Decke hingen. »Oh Mann, sind die dick!«, rief ich aus und dachte dabei an meine unbefriedigende Zwiebelernte. Anscheinend durfte ich doch nicht das feuchte Wetter dieses Sommers für alles verantwortlich machen, was nicht so recht hatte gedeihen wollen. Wir redeten noch über dies und das, »über ditt und datt«, wie es hier heißt. Dann ging ich über das Eichenbrett, das den Graben überquert, wieder zurück. In Gedanken war ich schon bei der Frage, was meinen Zwiebeln gefehlt haben mag, dass viele von ihnen ziemlich klein ausgefallen waren.

4. Zwiebeln: ein Lehrstück

Bisher habe ich die Zwiebeln in unserem Garten fast für gratis genommen, weil wir sie in jedem Jahr in ausreichender Menge ernten konnten. Mal waren viele von ihnen dick und rund, mal hatten wir eher mittelgroße und kleine Zwiebeln. Wir lagerten sie im Vorratsraum ein und bedienten uns nach Bedarf. Dieses Jahr bin ich erstmals unzufrieden mit der geringen Ausbeute. Ich muss wohl den Ursachen nachgehen, um daraus zu lernen. Bei der Recherche fand ich einiges Wissenswerte heraus.

Zwiebeln mögen lockeren, ausreichend humosen Boden. Daran kann es in meinem Garten nicht liegen.

Sie brauchen nicht so viel Stickstoff. Ich aber füttere die Beete reichlich mit Kompost. Hier hätte ich eine mögliche Ursache.

Der Kompost sollte besser im Herbst eingearbeitet werden. Und er sollte reif sein. Ich hatte dem vorgesehenen Zwiebelbeet erst im Frühjahr Kompost zugeführt. Zudem vermute ich, dass Teile des Komposts noch nicht im reifen Zustand waren.

Bis in den Herbst hat es überdurchschnittlich viel geregnet. Die zögerlich wachsenden Zwiebeln verbrachten zu viel Zeit in angestauter Nässe. Sich unter solchen Bedingungen zu entwickeln bzw. zu behaupten, benötigt im Wortsinne viel Kraft.

Der Himmel war häufig bewölkt. Zudem lag das Zwiebelbeet ab Mittag im Schatten von hohen Bäumen. Zwiebeln wollen Sonnenschein.

Achtlosigkeit meinerseits: Die Vorkultur war ungünstig. Im Jahr zuvor war das Beet mit Zucchini besiedelt. Günstiger wäre eine Vorkultur mit Erbsen, Salat oder Kartoffeln. Zwiebeln sind offenbar nachtragender, als

ich dachte. Außerdem wuchsen im Nachbarbeet Stangenbohnen. Zwiebeln mögen solche Nachbarn nicht gerne. Als Übernachbarn sind Bohnen weniger problematisch.

Mir fällt bei dieser Ursachensuche auf, wie die Gedanken und Formulierungen menschenähnlichen Charakter bekommen. Ich könnte beinahe genauso von unterschiedlichen Verhältnissen unter den Menschen berichten, von Nachbarn und Übernachbarn, die sich vertragen oder auch nicht. Oder vom Mangel an Sonnenschein und seinen Auswirkungen auf das Gedeihen der Menschen. Oder von Selbstbehauptung unter Stressbedingungen, was zu viel Kraft erfordert und der Gesundheit schadet.

Vielleicht bieten sich die Zwiebeln gewissermaßen von Natur aus als Vergleichshilfen für uns an, sind sie doch aus menschlicher Sicht von außerordentlichem Wert. Es scheint fast so, als will die Natur den sensiblen Menschen ein Spiegelbild und einen Helfer zugleich anbieten.

Zumindest in den nördlichen Breiten kleidet sich der Mensch je nach Jahreszeit wie eine Zwiebel, mit mehr oder weniger Schichten. Auch die menschliche Persönlichkeit imponiert mit mehreren Schichten, oft so kompliziert, dass die zugehörige Ich-Person selbst nicht mehr durchblickt.

Zum Trost und in uneigennütziger Solidarität bieten uns die Zwiebeln besonders wertvolle Eigenschaften an. Ja, sie gehören zum Besten, was unsere Ackerkultur hervorbringen kann. Das liegt nicht nur an der Würzung, die manchem Essen zum rechten Geschmack verhilft, sondern auch an den hilfreichen Inhaltsstoffen. Insbesondere denke ich dabei an gesundheitsfördernde und heilende Eigenschaften, die auch die wissenschaftliche Forschung interessiert. Untersucht wird beispielsweise der zelltötende Effekt des Wirkstoffs Allicin, der übrigens auch für die Reizung der Tränendrüsen beim Zwiebelschneiden verantwortlich ist. Allicin findet sich besonders im Knoblauch. Die zelltötende



Eigenschaft verweist auf den möglichen Einsatz in der medizinischen Behandlung von Krebs.

Als erklärter Freund von Zwiebelgewächsen schildere ich gerne noch mehr: Ein weiterer Wirkstoff heißt Quercetin. In der Naturmedizin wird ihm bescheinigt, zur Vorbeugung gegen Morbus Alzheimer, Krebsbildung, Arthrose und Muskelschwund beizutragen. Weiterhin soll er entzündungshemmend sein und den Blutdruck senken können. Und schließlich fördert er das Wachstum der Mitochondrien. Das sind kleine Zellorgane, die viel notwendige Arbeit für die Energieversorgung verrichten, so insbesondere der Muskeln, Nerven und Sinnesorgane. Auch speichern sie Calcium und geben es frei, wenn es für das Zellgleichgewicht gebraucht wird. Die Zwiebel hat also eine Menge an Hilfe für unsere Gesundheit zu bieten. Beim nächsten Zwiebelgenuss lässt sich daran denken, vielleicht verstärkt das ihre gute Wirkung.

5. Leben mit Hühnern

Seit wir die Hofstelle 1989 bezogen, leben Hühner bei uns. Lange Zeit stand ihnen ein Hahn vor. Den letzten Hahn beerdigten wir vor drei Jahren. Er entwickelte ein freundliches Wesen, nicht sehr autoritär, nachdem er anfangs rabiat mit seinen Hennen umgesprungen war. Seine »Lieblingshenne«, eine graumelierte, hatte er mit seinen temperamentvollen Auftritten auf dem Rücken ziemlich kahl gemacht. Sie hatte es nicht verstanden, wie die Kolleginnen vor ihm wegzulaufen. Wenn ein Huhn sich seiner Körperlichkeit erwehrt, akzeptierte er dies bald. So hatte er nur noch dieses eine Huhn als Empfängerin seiner Manneskraft. Diese ließ mit der Zeit nach und er begab sich in die Duldung, die ihm allseits gewährt wurde. Zuletzt schaffte er es über Wochen nicht mehr, zu seinen Damen auf die Stangen zu hüpfen. Eines Morgens im Herbst lag er tot vor der Tränke. Wir hatten gewusst, er würde seinem Alter bald erliegen. Dennoch überkam uns eine gewisse Traurigkeit. Er gehörte eben zur Hofgemeinschaft.

Meine Kindheit ist mit Hühnern verbunden. Ich blicke gerne in meine Kindheit zurück und sage unumwunden, dass wir uns heute eine Scheibe von jenem Leben auf dem Dorf abschneiden können. Denn die meisten Menschen unserer Zeit sind sprichwörtlich gefangen in Abhängigkeiten des Konsums, die es früher in diesem Ausmaß nicht gab. Fast jede Situation des Lebens wird heute von Abhängigkeiten bestimmt. Das fängt schon beim Essen und seinen Bestandteilen an. Der Schrecken ist groß, wenn mal wieder ein Lebensmittelskandal diese Abhängigkeit offenlegt. Hilflos reklamieren die Medien, es muss doch irgendwer verantwortlich und die Kontrollen sollen endlich verlässlich sein.

Meine Großmutter, der ich liebend gerne ein Denkmal setze, hielt Hühner hinter ihrem Häuschen. Da ich sie als Kind oft besuchte, war die Gegenwart des gackernden und scharrenden Volkes für mich normal nach dem Motto, das ist so im Leben. Hühner sind ein Teil davon. Später, als sich meine Perspektiven zwangsläufig veränderten, verschwanden die Hühner aus meiner Welt. Mein Leben wurde mehr und mehr städtisch. Meine Eltern trauten mir zu, auf dem Gymnasium weiterzulernen. Jeden Wochentag fuhr ich mit dem Bus in die Großstadt, wo die Straßenbahn mich weiter beförderte. Mir hatte dieses Leben nie wirklich gefallen. Es bedeutete Pflicht und Standhalten, nicht Untergehen in der merkwürdigen Strenge höherer Bildung. Ich wurde vom erdverbundenen Leben entfremdet. In jener Zeit schlachtete Oma zum letzten Mal einen Hahn und präsentierte ihn zum Mittagessen. Sein Fleisch war zäh und schmeckte nicht besonders gut. Oma war sehr enttäuscht, dass wir, meine Brüder und ich, das Essen nicht lobten. Wahrscheinlich hätte der Abschied vom Hahn nach ihrer Ansicht würdiger ausfallen sollen.

Später im Studium lernte ich manches, das endlich meinen Interessen entsprach. Aber ich war noch weiter weg vom Hühnerhof. Wenn ich meine alternde Oma besuchte, saßen wir in ihrer kleinen Stube an dem runden Tisch, auf dem eine kleine gehäkelte Decke lag. Sie wollte jedes Mal wissen, was ich studierte. Damals hielt sie keine Hühner mehr. Der Platz hinter ihrem Häuschen, wo einst der Auslauf für die Hühner war, blieb leer. Oma freute sich jedes Mal, mich zu sehen. Sie lachte. Ihre wichtigste Medizin war Klosterfrau Melisengeist. Das half gegen jedes Malheur. Leider nicht dagegen, dass sie sich das Bein brach. Das war im Winter, der Weg zum Briefkasten war vereist. Sie überspielte den Unfall mit Scherzen. Der Herrgott wollte sie noch nicht haben, sagte sie. Lange weigerte sie sich, Hilfe in der Bewältigung ihres Alltags zu bekommen. Sie wurde 96 Jahre alt. Die letzten Jahre verbrachte sie in einem Altenheim.



Was würde meine Großmutter heute sagen, wenn sie die Nachrichten über vergiftete Eier hören müsste? Fipronil, so war kürzlich einige Tage lang zu hören und zu lesen, belastete Millionen von Eiern und sogar Hühnerfleisch. Die Verbraucher wurden aufgeklärt: Fipronil ist ein Insektizid und wird zur Reinigung und Desinfektion von Hühnerställen verwendet. Spuren in gesundheitsschädlicher Menge seien in Eiern und Hühnerfleisch nachgewiesen worden, hieß es in den Medien. Betroffen sei der Markt in mehreren europäischen Ländern. Die Eier würden aus den Regalen genommen, wurde beschwichtigend mitgeteilt. Und überhaupt, so schlimm wäre die gesundheitliche Belastung gar nicht.

Wäre meine Großmutter noch am Leben, würde sie die Welt nicht mehr verstehen. Warum sollen denn die Hühner desinfiziert werden, höre ich sie fragen. Auf meinem Hof muss das nicht sein. Die sind doch gesund, sieht man das denn nicht? Dann würde sie in die Vorratskammer gehen, die an ihre Küche angrenzt, und ein paar Eier aus dem Regal

nehmen. Sie würde mir zufrieden die Eier zeigen und fragen, ob ich Lust auf ein Rührei hätte. Ja natürlich, käme prompt meine Antwort. Oma würde den Herd anfeuern und Butter in die Pfanne geben. Sie würde die Eier aufschlagen und ihren Inhalt in einer handlichen Schüssel durchrühren. Mein Appetit wäre sehr angeregt, wenn dann der Geruch der brutzelnden Eier meine Nase erreicht.

In der Tat, Hühner brauchen keine Desinfektion. Und am besten schmecken Eier, die von eigenen Hühnern gelegt werden. Ich kann das behaupten, denn nun halte ich seit 29 Jahren selbst Hühner auf unserem Anwesen. Die Hühner laufen frei und ungestört durch ihren großen Auslauf unter Bäumen und Sträuchern. Sie sind gesund, weil sie ziemlich natürlich leben können. Zum Eierlegen und zur Nachtruhe begeben sie sich in ihren Stall, ein kleines Holzhäuschen, das alle paar Wochen ausgemistet und ausgekehrt wird. Dann kommt frische Streu hinein, in unserem Fall sind das feine Holzspäne, ein Abfallprodukt der Holzverarbeitung, das man im Landhandel kaufen kann. Zwar wird das Hühnerhaus an und bei von Mäusen besucht, aber das stört uns kaum, solange sie nicht in Massen auftreten. Sie lieben das Körnerfutter, das dort in einem geeigneten Behältnis angeboten wird. Wenn sie sich eine Zeit lang dort aufhalten, hinterlassen sie ihre Nistspuren unter dem Legekasten. Dieser hängt niedrig im Inneren des Hühnerhäuschens, damit die Hennen leicht hinein hüpfen können. Aber allzu lange können die Mäuse sich nicht niederlassen, da ja regelmäßig ausgemistet wird. Außerdem streift um das Hühnerhaus unser Kater »Pablo« auf der Jagd nach seiner Beute. Er ist ein guter Jäger.

Was sollen wir uns also aufregen? Warum sollen wir uns ängstigen? Unsere Hühner sind gesund. Sie leben hauptsächlich von den Essensresten und von den Abfällen aus der Zubereitung unserer Mahlzeiten. Sie sind wie wir Menschen Allesfresser. Mit Wonne stürzen sie sich z.B. auf gekochte Nudeln, Reis- oder Kartoffelreste. Sie werden natürlich auch mit Körnern gefüttert, und dafür müssen wir der Mühle vertrauen, wo wir sie kaufen. Letztlich sind wir angewiesen auf die Qualität der

gekauften Körner. Doch diese Abhängigkeit ist vergleichsweise gering. Unsere Hühner bekommen so viel aus eigenen Hoferzeugnissen zu fressen, dass wir uns nicht sorgen müssen.

Sie untersuchen täglich jede erdenkliche Stelle ihres Geheges nach Essbarem, scharren in jedem Zentimeter Erde, aber sobald jemand sich ihrem Revier nähert, flattern sie erwartungsvoll herbei. Die Zweibeiner könnten ja etwas Gutes mitbringen. Das wären nicht nur Essensreste. Das kann eine allzu groß geratene Zucchini sein, die vor ihren Augen der Länge nach halbiert wird. Dann äugen sie mit großem Interesse zu dem Spender hoch. Er legt vorsichtig die beiden Hälften auf die Erde, die Schnittstelle nach oben gerichtet. Die Hühner stürzen sich auf die Früchte, als hätten sie tagelang nichts zu fressen bekommen. Oder sie erhalten ihren Anteil am Salat, der für das mittägliche Essen aus dem Garten geholt wird.

Ja, die gefiederten Freunde leben mit uns. Und ich frage mich, wofür brauchen wir eigentlich diese Massentälle? Warum sollen wir unbedingt Eier aus Nachbarländern beziehen? Und können wir den Bedarf nicht regional bedienen? Außerdem könnten viele Hausbesitzer hinter dem Haus oder der Garage ein kleines Häuschen bauen, in dem drei, vier Hühner nachts schlafen und tagsüber ihre Eier legen. Ein paar Quadratmeter Wiese oder Brachland reichen schon, damit sie scharren können, wie es ihrer Natur entspricht. Und wenn es ein paar Hühner mehr sind, dann bekommen Nachbarn oder Bekannte von den Eiern etwas ab, vielleicht im Tausch gegen andere Produkte oder kleine Dienstbarkeiten. Wenn das nicht geht, dann ist auch nichts gegen ein Honorar von zwei Euro fünfzig oder drei Euro für zehn Eier einzuwenden.

Vorteilhaft ist die Hühnerhaltung auch wegen des Mists, der beim Säubern des Stalls anfällt. Hühnermist enthält drei- bis viermal mehr Stickstoff als Schaf- und Pferdemit. Den Rindermist übertrifft er sogar um das Fünffache. Er liefert ca. achtmal so viel Phosphor, viermal so viel Kalium, dreimal so viel Magnesium und siebenmal so viel Kalzium wie andere Mistarten. Den Hühnermist gebe ich zusammen

mit der Einstreu (z.B. Stroh oder Holzspäne) in den Kompost. Dort fördert er die natürlichen Verrottungsprozesse und reichert den Kompost mit seinen Nährstoffen an. Ist ein solcher Kompost reif genug, dass er im Herbst oder Frühjahr in die Beete eingearbeitet werden kann, ist Fruchtbarkeit für die nächste Saat und Pflanzung so gut wie sicher. Mensch, Tier und Erde arbeiten einander zu. Sie bilden eine lebendige Einheit und gönnen einander die beste Nahrung im wahrsten Sinn. Was für ein Unterschied zur Massentierhaltung in riesigen Ställen. Selbst die biologische Flächenhaltung auf Brachland oder einer Wiese kann da nicht mithalten. Die Hofhaltung mit Auslauf, ob auf Grünflächen oder im begrenzten Revier, ist zugleich Ort der täglichen Begegnung. Man grüßt einander. Ein menschlicher Morgengruß wird mit Gegacker erwidert. Das Hühnervolk läuft zusammen, versammelt sich zu Füßen des Menschen in Erwartung möglicher Feinschmeckerkost. Täglich wird miterlebt, wie es dem gefiederten Volk geht. Ich wüsste gerne, wie die Hühner ihre Menschen wahrnehmen. Sie haben wohl auf ihre Weise das Gefühl von Gemeinsamkeit, von Familie.

Freilich wird diese Harmonie gestört, wenn der Mensch nicht nur die Eier der Hühner haben möchte, sondern auch ihr Fleisch. Ob sie bemerken, vielleicht mitleiden, wenn eines aus ihrer Gemeinschaft herausgenommen und geschlachtet wird? Ich glaube schon, dass sie es auf ihre Art erleben. Wir Menschen allerdings, die den Hühnern ihres Fleisches wegen zu Leibe rücken, müssen irgendwie damit zurechtkommen, dass wir ihnen das Leben nehmen. Anscheinend macht uns das weniger aus, wenn wir schlachten lassen und das Ergebnis als ganzes Huhn, als Hühnerbrust oder Hühnerklein einkaufen. Ich gestehe, hierüber lange Jahre gar nicht nachgedacht zu haben. Erst als ich selbst für unser Essen Hühner schlachtete, erfuhr ich die Schuld, einem anderen Lebewesen mutwillig das Leben zu nehmen. Das war ein brutaler Akt. Ich musste gegen mein Mitgefühl ankämpfen, es abwehren, damit ich mein Vorhaben

durchsetzen konnte. Das Huhn oder der Hahn zappelte noch eine Weile und flatterte wild, wenn der Kopf abgeschlagen war. Blut schoss aus der Wunde. Wenig angenehm war dann das kurze Bad des toten Tierkörpers im erhitzten Wasser, das helfen sollte, die Federn leichter herauszuziehen. Die Gerüche, die dies begleiteten, waren auch nicht attraktiv. Ich kann mich nicht erinnern, die Hühnersuppe oder den Hühnerbraten überdurchschnittlich genossen zu haben. Unsere Kinder lehnten bald ein solches Essen ab. Wir gaben die eigene Schlachtung nach etwa zwei Jahren auf. Jetzt, da ich dies schreibe, frage ich mich, was mich befähigt, Hühnerfleisch zu essen. Ich weiß doch darum, dass ich mit dem Fleischkonsum zum Leiden und Sterben dieser Lebewesen beitrage. Ganz abgesehen von den Bedingungen, unter denen sie leben, falls ich das Fleisch im Supermarkt kaufe. Eine Garantie für ihr Wohlergehen habe ich nicht. Der Markt für landwirtschaftliche Produkte erscheint mir zu wenig verlässlich, als dass ich an die Einhaltung von tierfreundlichen Regeln glauben könnte. Wir kaufen Erzeugnisse eines Biohofs und hoffen, dass es diese Hühner besser haben, auf jeden Fall keine Hormone bekommen! Eigentlich sollte ich mich mit eigenen Augen jeweils überzeugt haben, wo ein Huhn gelebt hat, bevor sein Fleisch auf meinen Teller gerät.

Mein Fazit nach 29 Jahren Leben mit Hühnern lautet: Ich mag gar nicht mehr ohne sie sein. Sie sind freundliche und quicklebendige Hofgefährten, verzehren alle Essensreste, produzieren Eier mit bestem Geschmack und sind pflegeleicht. Sie dürfen hier gut leben, solange sie wollen.

6. In dunkler Nacht

An einem frühen Morgen Ende Oktober wachte ich auf. Aus dem vorherigen Traum hatte sich ein Satz in meinem Kopf eingenistet: »Was nur treibt uns Menschen dazu, uns immer mehr von der Natur zu entfernen?« Da ich nun wach war, bemühte ich mich um Antworten, es mochte aber keine kommen. Traurigkeit und hilfloser Kummer nahmen mich in Besitz. Ich dachte mit tragischem Unterton: Nun bin ich mit der wahren Tiefe und Ursache von Depression in Berührung gekommen. Um mich dagegen zu wehren, drehte ich mich mehrmals im Bett. Ich wollte diesem Gedanken gewissermaßen den Rücken zukehren. Aber die geträumte Frage drängte sich ungehindert auf. Der Schlaf mochte nicht zurückkehren. Mein Herz schlug aufgeregt, als wollte es sagen: Dieser entscheidenden Frage kannst du nicht aus dem Weg gehen. Was treibt uns Menschen dazu, uns immer mehr von der Natur zu entfernen? Schließlich resignierte mein Wille, wieder einzuschlafen, und ich stand auf. Mit dem Morgenmantel bekleidet ging ich, ohne ein Licht anzuschalten, vor die Haustür. Die frühherbstliche Nacht war stockfinster. Schwere Feuchtigkeit lag über dem Land. Kein Laut war zu hören, kein Windhauch zu spüren. Die Stimmung erschien wie gelähmt, als hätte eine erdrückende Kraft die Macht übernommen.

Solche Momente rufen Gefühle hervor, die wohl die meisten Menschen meiden wollen: Einsamkeit und Verlorenheit in einem Universum, das keine Heimstatt, keinen Halt bieten will. Die undurchdringliche Dunkelheit tat ihr Übriges. Vorsichtig tastend bewegte ich mich Richtung Hühnerstall und nahm auf der gemauerten Schwelle des Geräteschuppens Platz. Die anklagende Frage aus dem Traum ließ sich nicht



abschütteln. Und natürlich dachte ich erschrocken an das mögliche Schicksal meiner Kinder und ihrer Kinder, meiner Enkel. Dann erschien es mir so, als hätte sich das ganze Unglück der Welt auf mein Gemüt gelegt.

Wenn man solche Sätze mitten am Tag hört, liegt die Vermutung nahe, hier spricht ein Mensch, dem es gar nicht gut geht. Der vielleicht mal zum Arzt oder Psychotherapeuten gehen sollte. Tatsächlich war ich am späteren Morgen sehr bedrückt. Die Nacht steckte noch in meinen Gliedern. Zögerlich gelang es mir, die Dramatik mit Distanz zu betrachten. Sie war wohl das Produkt eines Albtraums und entsprechend übertrieben. Andererseits ist die Sorge um unsere Welt in ihrem jetzigen und absehbaren Zustand nicht übertrieben. In Sachen Umweltschäden heißt es ja schon seit Jahren, es sei »fünf vor zwölf«. Mittlerweile sagen

zuständige Forscher, es sei bereits »nach zwölf«. Von Hungersnöten, Wasserknappheit, Vertreibung und Flucht, Macht- und Geldgier, Morden und Kriegen gar nicht zu reden. Und dies alles hängt miteinander zusammen. Wie dem auch sei, es gibt nicht viele Menschen, die die Sorge um die Welt dauerhaft ertragen. Wir müssen immer wieder Abstand gewinnen. Und doch können wir nicht vor der Bedrohung weglaufen.

Hilft es, im eigenen Leben auf Frieden, Vertrauen und Gemeinschaft zu setzen? Eine Antwort wüsste ich, aber sie klingt so banal, dass sie fast unglaublich ist: Ich kann mein Leben entsprechend ausrichten, dass von mir Frieden und Vertrauen ausgehen, und dass ich zum gemeinschaftlichen Leben beitrage. Aber da hapert es schon, denn ich kann z.B. keinen Frieden mit dem Zustand der Welt machen. Ich vermag nicht friedlich zu sein, wenn unsere natürlichen Lebensbedingungen schrittweise zerstört werden. Und mit dem Begriff »natürliche Lebensbedingungen« meine ich alles Leben, »alle unsere Verwandten«, wie es die nordamerikanischen Indianer ausdrücken. Vielleicht war mein nächtlicher Alp ausgelöst worden durch die Nachricht, die Population der Insekten hätte sich seit 1989 um 75 % verringert. Dieser Mitteilung war der Hinweis angefügt, die Insekten ständen »am Anfang der Nahrungskette«. Wir wissen ja auch, es sind Insekten, unter ihnen nicht nur die Bienen, die Blüten bestäuben und so das Wachstum befördern. Sie stehen an vorderster Front, was die Erhaltung des ökologischen Gleichgewichts ermöglicht. Tatsächlich hatten viele Leute den Verlust der Insekten geahnt, da diesen Sommer über so wenig tote Insekten auf Autoscheiben klebten. Es wird nur wenige erstaunen, dass in den letzten dreißig Jahren die Vogelpopulation um ca. 80 % zurückgegangen ist. Kein Wunder, die Brutvögel ziehen ihre Jungen mit Insekten auf. Und die intensive Landwirtschaft mit dem Einsatz von Herbiziden, Pestiziden und Insektiziden schafft genau die Bedingungen, die den Vögeln die Nahrung entziehen.

Ohnmacht hatte mich überfallen, die Ohnmacht angesichts der Unvernunft, Rücksichtslosigkeit und Profitgier unserer industrialisierten Gesellschaft. Wie kann ich diese Ohnmacht überwinden? Ich will nicht im Nebel der Hilflosigkeit herumirren.

Kürzlich las ich einen Ausspruch von Karl Popper: »Optimismus ist Pflicht. Man muss sich auf die Dinge konzentrieren, die gemacht werden sollen und für die man verantwortlich ist.« (aus: Weser Kurier, 2.10.2017) In der Marktwirtschaft, wie sie für uns in Europa selbstverständlich ist, sind die Konsumenten mächtige Teilnehmer. Wir können bestehende Verhältnisse mit unserem Verhalten bestätigen oder ihnen gegensteuern. Wer tut das, wie viele tun das?

Oft wird davon gesprochen: Die Landwirtschaft müsste sich im großen Maßstab natur- und lebensfreundlich verändern und mit ihr die Politik, deren Vertreter sich bisher nicht entschieden für Veränderungen eingesetzt haben. Was wir für unser Essen einkaufen, erschafft den Maßstab, an dem das Wirtschaften auf dem Acker, im Stall und auf der Weide ausgerichtet wird. Zahlen können unangenehm sein, besonders, wenn sie uns die Realität spiegeln. In Niedersachsen, wo ich lebe, lag der Anteil der biologisch bewirtschafteten Flächen Ende 2016 bei 3,4 % und der Anteil der Biohöfe bei 4,2 %. (Quelle: Landesamt für Verbraucherschutz und Landesmittelsicherheit). Laut Umweltbundesamt betrug im Jahr 2016 der Anteil der ökologisch bewirtschafteten Flächen gegenüber allen landwirtschaftlichen Nutzflächen (in Deutschland) 7,1 %. Demnach kann der Bedarf an ökologischen Produkten bei den Lebensmitteln nicht groß sein. Wenn ich bedenke, wie lange ökologische Landwirtschaft schon Thema in unserer Republik ist und wie dünn bislang die Konsequenzen sind, zweifle ich daran, dass gesunder Menschenverstand den Markt reguliert.

Es gibt einen wenig beachteten Hebel zur Veränderung. Er verleiht mir eine Ahnung von dem Optimismus, den Karl Popper angesprochen

hat und mit dem wirklich verantwortliches Tun verbunden ist. Jeder Mensch kann seine entsprechenden Möglichkeiten ausschöpfen, das eigene Leben bewusst zu gestalten und dafür unkritische Konsumabhängigkeiten zu vermindern. Solange wir eigene Möglichkeiten, selbständig zu handeln, nicht in Erwägung ziehen, geschweige denn ausschöpfen, sind wir Diener der bestehenden Verhältnisse.

Wenn ich die eigene Marktabhängigkeit nach der Maßgabe, was ich wirklich zum Leben brauche, steuere, fühle ich mich selbständiger. Das bin ich tatsächlich, denn ich lasse mir nichts von Billigangeboten und unnötigem Zeug aufschwätzen.

Dennoch bleibt es dabei: So werde ich eigentlich nicht das Gefühl der Ohnmacht los. Sie ist eine Belastung, die alle erfasst, auch wenn wir sie zu verdrängen suchen. Und so behaupten wir resignierend: Ich kann doch nichts ändern. Darauf setzt die Konsumindustrie. Dort schaut man in erster Linie auf Profitmargen. Wenn man Konsumenten mit umweltfreundlicher Fassade locken kann, dann tut man das ungeeignet, auch wenn dahinter alles andere als Rücksicht auf die Natur oder Gesundheit steckt.

Mir hilft es, mich an den Vorfahren zu orientieren. Viele von ihnen hielten es für selbstverständlich zu kochen, zu backen, Gemüse und Obst zu ziehen, zu stricken, zu nähen, Möbel zu zimmern, kaputte Dinge instand zu setzen und manches mehr. Sie verfügten über Fähigkeiten, die uns mehr und mehr verloren gehen. Sie gehören aber zur Basis eines verlässlichen Selbstbewusstseins. Die eigenen Finger nicht mehr für sich selbst rühren zu können, bedeutet rundum Abhängigkeit. Selbstbewusstsein entsteht durch eigenes Handeln. Nur so erfährt man, was alles möglich ist, was gelernt und ausprobiert werden kann, was das Leben glaubhaft bereichert, was vom Konsum weniger abhängig macht, was Mut verleiht und inspiriert. Und was wahrscheinlich stolz macht.

Je mehr wir produktiv für uns selbst sorgen, desto mehr erfahren wir über die Herkunft und Qualität der Dinge, die wir (sonst) kaufen. Unser Wissen entstammt dann praktischer Erfahrung und bestärkt uns darin abzulehnen, was der Umwelt schadet. So auch kümmern wir uns darum, was wir wirklich zum Leben brauchen. Wir bekommen Tuchfühlung mit natürlichen Produkten.

Sie erhalten die Wertschätzung, die sie verdienen. Letztlich hat alles, was wir zum Leben brauchen, seinen Ursprung in der Natur. In dieser Sicht lernen wir zu achten, wie uns die Natur versorgt. Wir sind dann bereit, ihr zu geben, was sie ihrerseits für ihr Gleichgewicht braucht. Wir können uns bescheiden und auf unsinnige Ausbeutung verzichten. So nähern wir uns der Natur wieder an.

Wir kommen ihr auch näher, wenn wir die Kraft und die Freude, die sie uns schenkt, erleben. Im gewöhnlichen Alltag richten wir unsere Sinne oft nicht auf die natürlichen Eindrücke aus. Wir sind eng auf unsere geschäftigen Anliegen konzentriert. Wenn »konzentriert« überhaupt zutrifft. Meist sind wir kaum bewusst bei der Sache und lassen den Gedanken ihren Lauf. Diese kümmern sich gemäß ihres Auftrags um unsere Probleme und Aufgaben, um Wünsche und Bedürfnisse, um Konflikte, die auf Lösungen warten, und um unseren Egoismus. Wir sind mit unserem Bewusstsein meistens eingebunden in dieses Gemenge an Gedankenarbeit und Selbstbespiegelung. Viele Menschen klagen ja entsprechend über zwanghaftes, zugleich nutzloses Grübeln. Sie wünschen sich, den »Kopf frei zu bekommen« und die tägliche Anspannung abstreifen zu können.

Manchmal merken wir intensiv, ja schmerzhaft, dass wir wie in einem Hamsterrad herumrennen. Es wirkt wie ein Weckruf. Ich erinnere mich einer Frau, die in ihrer Therapie gequält und stöhnend sagte, sie möchte »Befreiung«. Auf meine Frage, was ihre Anspannung lösen könnte, antwortete sie nach einer gedanklichen Pause, sie könne am ehesten auf

einem ausgedehnten Spaziergang in die Natur entspannen. Wenn sie ein Stück gewandert sei, stelle sie fest, wie ihre Gedanken wie in einem Labyrinth gefangen sind. »Sie suchen einen Ausweg, finden aber keinen«, meinte sie. Dann sei der Punkt gekommen, da sie genug Kraft habe, um die Gedanken zu stoppen, ihnen zu sagen: »Hört auf! Ihr nervt mich, ihr quält mich!« Sie wende sich von den Gedanken ab und schalte ihre Sinne ein. So könne sie endlich die Vögel singen, den Wind rauschen hören. Sie beginne, die Luft zu riechen. Und wenn die Sonne scheine, spüre sie deren Wärme auf ihrer Haut. Nach diesem Zustand sehne sie sich. Ihn möchte sie am liebsten festhalten.

Diese Befreiung hat zwei Quellen. Zum einen liegt ihr *unser Wille* zugrunde, uns für die Natur, ihre Kraft, ihre Schönheit und Echtheit zu öffnen. Denn davon hat sie genug. Wir entdecken all das mit der entsprechenden Ausrichtung unserer Sinne. Die andere Quelle ist die überfließende, nicht endende, letztlich nicht zu begreifende Energie der Natur, wovon wir nur ein kleines Wissen bekommen. Wir können uns jedoch einfühlen, hineinspüren und innerhalb unseres begrenzten Menschseins mit den Kräften der Natur verschmelzen. Wir bekommen eine Ahnung von unserem natürlichen Ursprung, von unseren Wurzeln in der Natur.

Das ist eine Erfahrung, die sich mittlerweile viele Menschen erschennen. Für mich ist diese Erfahrung Liebe. Im vergangenen Sommer war ich wieder viel »draußen« und das Gehirn wurde bisweilen so durchlässig, dass ich es um mich spürte und sogar leise hörte: »Die Liebe der Erde«. In diesen Momenten war ich verschmolzen mit den Pflanzen und den Vögeln, die von den Bäumen sangen, mit dem Wind, mit der Sonne, den Wolken. Und wenn es regnete, dann auch mit dem Regen. Solche Erfahrungen begünstigen den Eindruck, die Natur ist beseelt genauso wie ich selbst. In diesem Sinne fallen rationale und zweckbestimmte Grenzen, werden überflüssig und machen einem tiefen Gemeinschaftserleben von Mensch und Natur Platz.



Winfried Picard

Ein gutes Leben im Moor

Eine Familie zieht aufs Land

128 Seiten, 67 s/w Abbildungen
Taschenbuch, 14 x 22 cm
ISBN 978-3-95494-147-6
9,90 Euro

Auf dem Land lässt es sich gut leben. Winfried Picard beschreibt unterhaltsam und informativ, wie er mit seiner Familie seit fast drei Jahrzehnten eine Hofstelle im Teufelsmoor bewirtschaftet. Lebendig erzählt er vom Leben mit Schafen und Pferden, Hühnern und Katzen. Er schildert seine Erfahrungen mit der Selbstversorgung aus dem eigenen Garten. Neben Geschichten kommen auch Beobachtungen zu Wort, die zum Nachdenken anregen. Das Buch ist aus dem Fundus der Familie bebildert.

Inhalt

1. Zur Einführung	5
2. Ein nicht ganz so gutes Jahr	9
3. Besuch beim Nachbar	13
4. Zwiebeln: ein Lehrstück	15
5. Leben mit Hühnern	19
6. In dunkler Nacht	26
7. Wind	33
8. Kürbis kommt gut	37
9. Wurzeln	41
10. Singen und Musik	51
11. Die Christrose	57
12. Abschiede	61
13. Die Geliebte	69
14. Xavier, Herwart und die Folgen	75
15. Die gute Erde	81
16. Loblied auf die Würmer	87
17. Gare – was ist das?	93
18. Die Geburtstagsrose	101
19. Die Kraft des Gärtners	107
20. Der kämpferischer Gärtner	123
21. Oh je – Wühlmäuse!	128
22. Aussaattage	131
23. Landleben, Kinder und Enkel	137
24. Überraschende Gäste	145
25. Träumen	151
26. Vorbilder	161
27. Getreide für Biogas	171
28. Ein treuer Gefährte	173
29. Die Liebe der Erde	177
30. Frau Holle – Mutter und Lehrerin eines guten Lebens	189
31. Erste Anzeichen des Frühlings	198
32. Eine Zeremonie	199
Dank	200
Quellennachweise	201